

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Von Kaiser Wilhelm I.

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Von Kaiser Wilhelm I.

Der Hinkende ist nicht in Berlin gewesen bei der großartigsten Totenfeier, welche die Welt noch gesehen hat. Den meisten seiner geneigten Leser wird's ebenso gehen. Aber unser Herz trauert deshalb nicht minder, und wir wollen jetzt hier unserem entschlafenen kaiserlichen Herrn in unserer Art einen Schuß übers Grab thun. Der römische Dichter Propertius sagt irgendwo eben so treffend wie schön: „Wenn man bei großen Bildsäulen das Haupt nicht erreichen kann, so legt man den Kranz tief unten zu den Füßen nieder.“ In diesem Sinne beginnt der Hinkende seinen Nachruf mit folgendem Gedichte:

Zum 9. März 1888.

Des Schicksals Ihr hebt aus! Es dröhnt die Stunde,
Die, lang gefürchtet, noch zu früh erschallt:
Der Kaiser Wilhelm tot! O Trauerkunde,
Die dumpf der ganze Erdkreis wiederhallt!
Noch niemals ist ein Fürst, ein Mann gestorben,
Der so viel Völkern Freund und Vater hieß,
Der solche Liebe sich erworben
Und solche Lücke hinterließ!

Wer hat das Schwert mit größerer Wucht geschwungen,
Und ward darauf des Friedens fester Schild?
Wer hat an Ruhm und Siegen mehr errungen,
Und blieb dabei so freundlich, schlicht und mild?
Er gab uns Eintracht wieder, Selbstvertrauen,
Goss frisches Blut den alten Adern ein;
Sei ihm, ob rings auch Wolken grauen,
Verlohn't sich's wieder, deutsch zu sein!

Nun ging er hin in goldnen Abendgluten;
Wir meinen noch, und furchtbar drohet schon
Ein neuer Schlag: ach! unsre Herzen bluten
Auch um des großen Vaters teuren Sohn. —
Die Säulen wanken, und die Helden sterben,
Die Feinde lauern, — aber Gott verläßt
Die Deutschen nicht, die nie verderben,
So lang wir einig sind und fest!

Ehe wir mehr vom Tode Kaiser Wilhelms reden, wollen wir einen raschen Blick auf sein langes, an tiefem Leid und großer Herrlichkeit überreiches Leben werfen. Einundneunzig Jahre, treu ausgefaßt von Anfang bis zu Ende; eine trübe Jugend, ein Mannesalter voll Entfagung und vielverkannter Arbeit, und dann siebenundzwanzig Greisenjahre voll Sieg und Ruhm, voll Glanz und Macht, und zugleich voll frommer Demut und herzogwinnder Freundlichkeit!

Der Unergeßliche wurde am 22. März 1797 als zweiter Sohn des damaligen Kronprinzen von Preußen geboren. Noch in demselben Jahre bestieg sein Vater als Friedrich Wilhelm III. den Thron. Aber der junge Staat Friedrichs des Großen ging schweren Prüfungen entgegen und brach am 14. Oktober 1806 in der Schlacht bei Jena vor Napoleons Wucht zusammen. Königin Luise mußte mit ihren beiden Söhnen nach Königsberg, ja im Januar 1807 über die Kurische Nehrung an die äußerste Grenze des Landes nach Memel fliehen, durch Sturmwellen und Eis drei Tage lang, die erste Nacht in einer Stube liegend, wo der Schnee ihr durch das zerbrochene Fenster aufs Bett geweht wurde. — Ob Prinz Wilhelm diese Leiden und die Erniedrigung seines Vaterlandes jemals vergessen hat? Wohl eben so wenig wie die begeisterten Mahnungen seiner Mutter, welche sie da-

mals an ihn und seinen Bruder richtete: „Beguüßigt euch nicht mit Thränen allein. Handelt! entwickelt eure Kräfte. — Befreit dann euer Volk von der Schande, dem Vorwurf und der Erniedrigung, worin es schmachtet. Suchet den jetzt verbunkelten Ruhm eurer Vorfahren von Frankreich zurückzuerobern. — — Laßt euch nicht von der Entartung dieses Zeitalters hinreißen. Werdet Männer und zeigt nach dem Ruhme großer Feldherren und Helden!“

Sie hat die Erfüllung ihrer prophetischen Worte nicht erlebt. Ihr früher Tod 1810 war der zweite harte Schlag, der den Prinzen Wilhelm traf.

Preußen, obwohl um die Hälfte verringert, ermannte sich und arbeitete im stillen an seiner Wiederherstellung. In den ersten Kämpfen der Befreiungskriege durfte Prinz Wilhelm noch nicht teilnehmen. Er war in seiner Jugend schwächlich, und die Ärzte sagten ihm kein langes Leben voraus, — so kurzichtig ist oft die menschliche Wissenschaft. Aber 1814 wurde sein heißer Wunsch erfüllt: er empfing auf französischem Boden die Feuertaufe und zog mit den siegreichen Heeren der Verbündeten in Paris ein. Auch am zweiten Einzug im folgenden Jahre nahm er teil.

Nun folgten lange Friedensjahre, in welchen er, mit Leib und Seele Soldat, allmählich bis zum kommandierenden General aufrückte.

1829 vermählte er sich mit der hochbegabten Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar, und dieser glücklichen Ehe entsprossen Kaiser Friedrich und die Frau Großherzogin von Baden.

1840 starb Friedrich Wilhelm III., sein Erstgeborener bestieg den Thron, und sein zweiter Sohn, der fortan Prinz von Preußen hieß, hatte während der ganzen Regierung des ihm nicht sehr ähnlichen Bruders reichlich Gelegenheit, sich als erster Untertan in Selbsterleugnung und Gehorsam zu üben. Es kam noch schlimmer. In den Stürmen des Jahres 1848 richtete sich die mißleitete Wut der blinden Menge gegen den besten Mann. Er, den jetzt die Welt als einen der mildesten Herrscher nennt, mußte sich das schandbare Lügenwort „Kartätschenprinz“ gefallen lassen; er, der spätere Begründer des Deutschen Reiches, mußte nach England in die Verbannung gehen! Nur ein wahrhaft festes und frommes Gemüt erträgt solche Verkennung ohne Schaden; wie mancher hätte daraus finstern Haß und gründliche Verachtung der thörichten und ungerechten Menschen gezogen!

1849 fiel dem Prinzen von Preußen die undantbare Aufgabe zu, den Aufstand in der Pfalz und in Baden zu dämpfen. Bald darauf erlebte er eine neue Demütigung Preußens, das zu Ohnmacht seinen Bestrebungen, Deutschland zu einigen, entsagen mußte und zunächst kaum noch zu den Großmächten gerechnet ward. Das folgende Jahrzehnt war eine traurige Zeit für unser Vaterland.

Aber schon dämmerte eine bessere heraus. 1861 starb Friedrich Wilhelm IV., und sein Bruder, der schon einige Jahre lang für den Schwerkranken die Regierung geführt hatte, ward König in seinem 64. Lebens-



Prinz Wilhelm als Lieutenant.

Glücklicher Zeile für 1889.

jabre. Ein Alter, in welchem viele sich nach Ruhe sehnen und von den Geschäften zurückziehen, war für diesen einzigen Mann erst der Anfang einer großartigen Thätigkeit; endlich konnte er selbständig seinen hohen, längst klar erkannten Zielen zustreben. Mit klaren Königsaugen ersah er die besten Diener und Helfer zu seinem Riesenwerke und hielt sie neidlos und tren, bis zum Ende — wir nennen nur drei Namen:

Bismarck * Moltke * Roon!

Mit weiser Festigkeit setzte er die Umbildung und Vergrößerung des Heeres durch. Und als das Schwert geschliffen und der Schild geschmiedet war, als kein ander Mittel mehr half, da griff er in Gottes Namen zu den Waffen und schwang sie mit unwandelbarem Glück, da sandte und führte er seine Tapfern nach Nord und Süd und West in einem ehernen glänzenden Siegesgange. Wir nennen nur drei Jahreszahlen:

1864 * 1866 * 1870!

Abrechnung mit Dänemark, Schleswig-Holstein frei! — Deutschland los von Osterreich, Preußen abgerundet und bedeutend vergrößert, die eben noch feindlichen Brüder im Süden schon halb versöhnt und der Main im geheimen schon überbrückt; — Allddeutschland, endlich wieder eins, in Frankreich hinein, der Obermut unseres Erbfeindes gebrochen, Sieg auf Sieg, viele hunderttausend gefangen mit Generälen, Marschällen und dem Kaiser Napoleon selbst, Elsaß-Lothringen endlich wiedergewonnen, Deutschland mächtig und hochangesehen wie nie zuvor in der ganzen Welt, der Traum seiner besten Söhne erfüllt: wieder ein Kaiser an der Spitze, und dieser Kaiser unser Wilhelm!

Volle 720 Tage seines thatenreichen Lebens hat Kaiser Wilhelm der Siegreiche im Felde zugebracht. Aber der Krieg war ihm stets nur Mittel, nie Zweck. Nach beispiellosen Siegen und Erfolgen kehrte er so bald wie möglich zu den stillen Werken des Friedens zurück, hier nicht minder bewundernswert als auf dem Schlachtfelde. Wie er seine eigene, erhabene Stellung zu wahren verstand, ein Herrscher jeder Zoll, so achtete er auch gewissenhaft die Rechte der Bundesfürsten und Volksvertretungen und arbeitete mit ihnen eifrig an der Förderung des allgemeinen Wohls. Im Glanze der höchsten Macht und Herrlichkeit schlug sein Herz warm für die Armen und Elendesten des Volkes, deren Los auf seine lebhafteste Anregung hin wesentlich verbessert wurde. Wahnsinnige Angriffe auf sein Leben machten ihn ebensowenig irre wie einst Verleumdung und Haß. Mit Osterreich-Ungarn und Italien verbündet, türmte er in der Mitte Europas eine gewaltige Burg des Friedens auf, dessen Bestand der Welt durch den leisen Atemzug dieses unvergleichlichen Greises verbürgt zu werden schien. So genossen wir, von diesem weisen und starken Herrn beschirmt, von fremden Völkern um ihn beneidet, Jahr um Jahr das Glück einer ungestörten Entwicklung.

Wir wußten, daß dies nicht ewig dauern konnte, daß der Teure schon längst über die vom Psalmisten erwähnte Lebensgrenze hinaus war. Aber er war zugleich noch so frisch, so daseinsmutig! Er verjüngte sich gleichsam nach jedem Winter alljährlich wieder bei den Heeresbeschäftigungen und in den Bädern. Wer einmal hoch über 80, wer bis zu 90 Jahren gekommen ist, warum sollte der nicht 100 werden? Man hofft so gern, was man wünscht. Beim Festmahl an seinem Geburtstage erinnerten sich die frohen Gäste jubelnd des Scherzworts: „Wir geben den ersten deutschen Kaiser nicht unter Pari ab!“ In Kirche und Kämmerlein steheten viel tausend Fromme inbrünstig: „Gott, erhalte ihn!“ Und lange Zeit ward dieses Gebet gnädig erhört.

Da kam, dicht vor seinem 91. Geburtstage, die böse Nachricht: „Der Kaiser hat in der Nacht vom 3. zum 4. März wieder einen Anfall seines alten Blasenlebens gehabt.“ Besorgt und gespannt lauschten wir auf die nächsten Berichte. Sie lauteten diesmal nicht gut. Der Schmerz um den Tod eines teuren Enkels, des hoffnungsvollen Prinzen Ludwig von Baden, um die furchtbare Krankheit des in der Ferne weilenden Sohnes hatte dem körperlichen Leiden vorgearbeitet. Am 7. März war kaum noch Hoffnung, am 8. keine mehr. Das Ende kam.

Aber auch auf dem Sterbebette blieb dieser fromme Held sich selbst getreu. Gottergeben hörte er die Gebete des Geistlichen an und bekräftigte sie hin und wieder durch ausdrückliche Zustimmung. Mit letzter Kraft gab er seinem Enkel, dem Prinzen Wilhelm, weise Ratschläge. Als seine besorgte Tochter, die Großherzogin von Baden, ihn bat, er möge sich nicht durch zu vieles Sprechen ermüden, fand er das in seiner Einfachheit großartige Wort: „Ich habe jetzt nicht mehr Zeit, müde zu sein!“ Und als sein treuer Bismarck ihm die letzte Urkunde, die der Kaiser vollzogen hat, zur Unterschrift vorlegte und die Bitte an ihn richtete, nur mit dem Anfangsbuchstaben „W“ zu unterzeichnen, erwiderte der Pflichtgetreue: „Ich glaube, daß ich noch den vollen Namen schreiben kann.“ Und er hat's gethan mit der zitternden, schon vom Flügel des Todes gestreiften Hand, so:

und sogar den Schnörkel nicht vergessen bei dieser letzten Unterschrift! Schau sie an, lieber Leser, und vergleiche sie mit dem schönen und kräftigen Namenszug aus besseren Tagen:

Kenntzeichnet sie nicht den ganzen herrlichen Mann? Das Nötige thun bis zum letzten Hauch, gut, das ist schon viel. Aber es genügt dem alten Soldaten nicht: er thut es auch wo möglich in der einmal üblichen und passenden Weise, treu auch im Kleinsten, ja, man kann, wenn man den rührend seltsamen zweiten Buchstaben ansieht in Wahrheit sagen: bis zum Tiptelchen über dem i! — Ständen wir alle nur halb so treu und fest auf unserem Posten wie er, unser Vaterland würde unüberwindlich sein.

Um 8 Uhr abends verließ der Kaiser merkwürdigerweise noch einmal das Bett, — war es die Urube, welche oft Sterbende vor der letzten großen Reise ergreift? — Ganz selbständig kleidete er sich an und später wieder aus und legte sich dann nieder. Vor nun an verfielen seine Kräfte rasch. Um 4 Uhr morgens

glaubte man, das Ende sei nah. Bismarck, Molte und Kögel, der Oberhofprediger, wurden herbeigerufen. Es fand kein heftiger Todeskampf statt. Alle in Berlin anwesenden Mitglieder der kaiserlichen Familie waren um das Sterbebett versammelt, Kaiserin Augusta hielt die Hand ihres Gemahls in der ihren bis über den letzten Atemzug hinaus. Freitag den 9. März 1888 morgens um 8 Uhr 30 Minuten schloß Kaiser Wilhelm kauft für immer die Augen zu. Der Draht kam alsbald mit Blitzesschnelle die Trauerbotschaft in alle Welt. Zuerst wohl nach San Remo in Italien, zum Sohne des Entschlafenen, dem schwerleidenden Kaiser Friedrich. Und dieser, der Erbe nicht nur des Thrones, sondern auch des Pflichtgefühls und der Willenskraft eines Vaters, rüstete sich sofort zur Reise aus dem nördlichen Süden über die schneebedeckten Alpen nach dem noch unbesetzten Berlin. Nicht gesprochen, aber gedacht hat er: „Ich habe jetzt keine Zeit mehr, krank zu sein!“

Bald nach 12 Uhr erschien Fürst Bismarck im Reichstage; alle Mitglieder erhoben sich. In ergreifender Rede teilte er ihnen mit die Todesnachricht mit und legte das Blatt mit der letzten Unterschrift als sterbendes Denkmal auf den Tisch des Hauses nieder. Gegen den Schluß seiner Ansprache hin konnte der Redner keine mühsam niedergelämpfte Bewegung mehr zurückhalten; der eiserne Kanzler brach in Schluchzen aus, und mit vielen Zuhörern kamen die Thränen in den Augen. Graf Moltke stand mit starren Zügen da wie ein Marmorbild.

In ihm eilte Bismarck hin, nachdem der Vorsitzende von Wedell-Biesdorf die Sitzung mit einem kurzen würdigen Worte geschlossen, drückte dem alten Genossen und Freunde tiefgerührt die Hand und sprach dann, sich neigend: „Des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr hält uns im Glauben.“

Das sind Männer! O, liebe Gott es uns nie an dergleichen fehlen!

Am 12. März nach Mitternacht wurde die irdische Hülle des Entschlafenen bei heftigem Schneesturme aus einem Palaste nach dem Dome gebracht. Sie ruhte in einem Zinfarge, der wiederum von einem rotausgehenden Eichenlrag umschlossen war.

Erst am nächsten Freitage sollte die Überführung der Leiche nach dem Mausoleum zu Charlottenburg

stattfinden, wo König Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise ruhen; dort wollte auch ihr Sohn bestattet sein. Tausend und abertausend Fremde strömten bis dahin nach Berlin. Der Zudrang zum Dome war ungeheuer.

Die allgemeine Teilnahme des Auslandes an unserem großen Verluste konnte uns wohlthun. Nicht nur uns befreundete Fürsten und Völker, wie die von Osterreich, Italien und England, bezeugten ihr Beileid warm und herzlich; die Tugenden des Entschlafenen hatten selbst Feindesherzen gerührt; die wackern Dänen ehrten den großen Toten, und sogar Frankreich sandte ihm einen Kranz. Fürsten und Republiken, Christen und Andersgläubige huldigten seinem Andenken, — von den deutschen Brüdern, in weiter Welt zerstreut, versteht es sich von selbst.



„Ich glaube, daß ich noch den vollen Namen schreiben kann.“

Der Czar Alexander III. befahl, daß sein gesamtes Heer auf vier Wochen Trauer anlegen und das Regiment Kaluga für alle Zeit den Namen Kaiser Wilhelms tragen solle. Und rund um den Erdball, wo nur die rote Flagge Englands weht, dröhnten am Begräbnistage 91 Kanonenschüsse, nach der Zahl der Jahre, dem hingschiedenen Kaisergräve zu Ehren. Ist es nicht, als ob allen Völkern ein väterlicher Freund gestorben wäre?

Am 16. März war das Wetter hell, aber kalt. Gegen elf Uhr stellten sich die Kriegervereine mit umflorten Fahnen zum Spalier auf. Hinter ihnen drängte sich etwa eine halbe Million Menschen. Im Dome fand inzwischen eine Trauerfeier statt. Dann setzte sich der Leichenzug in Bewegung.

Militär, Musik und Geschütze eröffneten ihn, dann folgten die Domgeistlichkeit, die gesamte Hofdienerschaft und die nächste persönliche Umgebung des Entschlafenen, die Minister mit den Reichsinignien, die höchsten Hofchargen und endlich der von acht tiefbehangenen Rappen gezogene Wagen, auf welchem der mit Purpursamt umkleidete Sarg frei stand. Gegen halb zwei Uhr langte er vor dem königlichen Palais an, von dem aus Kaiserin Augusta den letzten Blick auf den Sarg des teuren Gemahls warf. Hinter dem Leichenwagen wurde des Kaisers Leibvogel einhergeführt.

Und nun kam der Hauptleidtragende, Kronprinz Wilhelm, in Vertretung seines durch schweres Leiden behinderten Vaters Kaisers Friedrich. In einem gewissen Abstand hinter seiner schlanken Gestalt schritten

drei Könige, von Sachsen, Belgien und Rumänien. Dann folgten die Mitglieder der preussischen Königsfamilie und des Hauses Hohenzollern; darauf fast sämtliche regierende Fürsten Deutschlands, in Person oder durch Vertreter: die Thronfolger von Württemberg und Bayern und noch 3 Wittelsbacher Prinzen; die Großherzöge von Baden, Hessen, Sachsen-Weimar und Oldenburg; die Herzöge von Meiningen, Altenburg, Koburg und Anhalt; die Fürsten von beiden Schwarzburg, von Reuß, Waldeck und Schaumburg-Lippe; die regierenden Bürgermeister von Hamburg, Bremen und Lübeck.

Und nun das Ausland! Die Thronfolger von England, Oesterreich, Italien und Rußland, von Dänemark, Schweden, Portugal und Griechenland, — Ihnen schlossen sich noch zwei russische Großfürsten und der älteste Sohn des Prinzen von Wales an. Frankreich, Spanien und die Niederlande sowie die Türkei und Serbien waren durch hochgestellte Abgeordnete vertreten. Zu den höchsten Herrschaften gesellte sich ihr Gefolge, voran die General- und Flügeladjutanten und die Kommandeure der sämtlichen deutschen Leibregimenter des verstorbenen Kaisers. Dann kamen die Ritter des Schwarzen



Die Leiche Kaiser Wilhelm im Dem aufgeführt.

Ablerordens, die Häupter der neuen fürstlichen Häuser, die Generalität, die Bundesbevollmächtigten, die Vorstände des Reichs- und des Landtags, die früheren Minister, die Oberpräsidenten, die höchsten Staats- und Reichsbeamten, die Vertreter deutscher Städte, — wer zählt und nennet alle? Aber drei Männer, außer dem schwergeprüften Kaiser Friedrich selbst, vermisste man in dem glänzenden Zuge: Bismarck, Moltke und den Leibarzt Lauer; die Getreuen durften, selbst erkrankt, den teuren Herrn nicht begleiten auf seinem letzten Wege.

Und die Trompeten der Gardebataillon bliesen: „Jesus meine Zuversicht!“, die ergreifenden Trauermärsche von Beethoven und Chopin erklangen feierlich; langsam fuhr der Wagen mit dem großen Toten seine Bahn; die Fahnen senkten sich, die Augen der Hunderttausende, die entblößten Hauptes standen, füllten sich mit Thränen; und in großartigster Weise ward an diesem kalten Spätwinterstage die alte Wahrheit uns neu nahegelegt: „So vergeht die Herrlichkeit der Welt! Aber die Liebe dauert über das Grab hinaus, und Gottes Gnade für und für!“

Der Zug erreichte das Brandenburger Thor gleich nach 2 Uhr und das Mausoleum eine Stunde später. Die Geschütze donnerten, die Leiche ward eingeseignet. An

einem Fenster des nahen Schlosses stand derweil ein hochgewachsener Mann in Generalsuniform mit dem breiten Orangete des Schwarzen Adlerordens; Kaiser Friedrich. Unbewandt richtete er seine Blicke nach dem Mausoleum hin. Welche Gefühle wogten dabei seine Helbenbrust durchzogen haben?

Um 4 Uhr war alles zu Ende.

— Ach! wir haben
Einen guten Mann begraben,
Und uns war er mehr!

Fremd, einfach, fleißig, klaren Blickes, festen Mutes, treu, dankbar, gerecht, leutselig und weise, bis ins hohe Alter geistesfrisch, so weichte er sich gewissenhaft seinen erhabenen Berufe, so schweißte er das edle, aber

svröde Erz der de...
schen Stämme zusam...
men und hob uns an...
dem Jammer der...
machi zu ungelau...
Herlichkeitempor. S...
wird sein ehrwürdig...
Bild, umringt von...
seinen Paladinen un...
Heerführern, durch...
Jahrtausende schre...
ten, mit der C...
nung noch nachsteh...
riefengroß, überm...
tigend, wunderbar!

Von Kaiser Friedrich.

Der Hinfode...
doppelt trübs...
dieses Herrschers...
Danbarkeit und...
zu gedenken; er...
als guter Deut...
überhaupt, und...
tens — Gut ab...
Lente! — als...
Belamter. Wem...
gern in beschei...
Häuser und Hü...
einfahrt, so ist...
halb nicht aus...
Palästen verbannt...
rade weil er ein...
des Volkes ist, w...
auch von den be...
der hohen Herren...
schützt. Das geht...

härlich auch aus folgendem hervor. Als im September 1886 der damalige Kronprinz in Straßburg weilte wurden ihm auch die Mitglieder einer Abordnung aus dem Kronprinzen zu dessen Überraschung: „So, Sie sind aus dem Jahre in Baden? Was macht denn der „Hinfende“ dort?“ Ohne sich lange zu besinnen, antwortete der Kronprinz: „D, der ist noch recht munter und brühte später einem andern Abgeordneten aus Baden seine Freude über das Wohlbefinden des Hinfenden aus.“ Das vergißt ihm der Hinfende nie.

Kaiser Friedrich hatte schon ein langes reiches Leben hinter sich, als er den Thron bestieg. Geboren am 18. Oktober 1831, durch vorzügliche Lehrer, namentlich Ernst

Turtius, vorgebildet, trat er 1849 in das erste Garde-Regiment ein und bezog 1856 die Universität Bonn, deren Doktorhut wie auch der von Königsberg und Oxford ihm verliehen wurde.

Im Jahre 1858 vermählte er sich mit Viktoria, der ältesten Tochter der Königin von England. Dieser Ehe entstammten acht Kinder, vier Söhne, von denen zwei bereits gestorben sind, und vier Töchter.

Nachdem er 1864 in Schleswig seine ersten kriegerischen Erfahrungen gesammelt hatte, begann er 1866 seine Feldtausbildung im entscheidenden Kampfe gegen Oesterreich. Er übernahm das Oberkommando über die Zweite preussische Armee, rückte am 26. Juni von Schlesien aus durch die Gebirgspässe in Böhmen ein, siegte am 28. bei Nachod und Trautenau, am 29. bei Stalis und Schweinbühl und trug am 3. Juli mittags bei Königgrätz durch sein rechtzeitiges Erscheinen wesentlich zum Siege bei.

„Hurra! das ging ja wie der Blitz!
In sieben Jahren hat der Alte Fritz
Die mächtigen Feinde einst geschlagen:
Ihr Kerle zwingt's in sieben Tagen!“

1869, als der Sueskanal eröffnet wurde, unternahm der Kronprinz eine Reise nach Agypten und Palästina.

In dem großen Kriege gegen Frankreich 1870 erhielt er den Oberbefehl über die Dritte Armee und eröffnete den Tanz durch die glänzende Erstürmung von Weißenburg am 4. August.

Am 6. August erfocht „unser Fritz“ den großen Sieg bei Wörth über Mac Mahon, am 16. rückte er in Nancy ein, blieb während der Kämpfe um Metz dort zur Deckung stehen und schlug am 1. September mit dem Kronprinzen von Sachsen unter König Wilhelms Oberbefehl den Feind gänzlich bei Sedan. Vor Paris kämpfte er am 19. September siegreich bei Villeneuve und Montrouge. Am 28. Oktober wurde er Generalfeldmarschall.

Während des Krieges hatten die meisten süddeutschen Truppen unter seinem Befehle gestanden, deren Liebe er sich alsbald in ungemeinem Maße erworben hatte. Der Sinkende weiß nicht, ob es wahr ist, daß schon bei Weißenburg ein wackerer Bayer zum Kronprinzen gesagt hat: „Ja, hätten wir 1866 Ew. Königliche Hoheit an unserer Spitze gehabt, wie wollten wir die Maleszberger gebaut haben!“ Aber das weiß er: „unser Fritz“ hat durch seinen männlichen Ernst und seine herzgewinnende Freundlichkeit viel dazu beigetragen, noch schwere Wunden zu heilen, alten Groll zu entwaffnen, häßlichen Eifersüchteleien vorzubeugen und die kaum noch dürftig geeinten Brudersämme rasch zu einem großen herrlichen Ganzen zu verschmelzen.

Während der Friedensjahre setzte er sein Werk auf seinen Inspektionsreisen nach Süddeutschland erfolgreich fort. Auch der Kunst und Wissenschaft wandte er eine lebhafteste Teilnahme zu. Als Vertreter seines greisen Vaters ging er 1873 zur Wiener Weltausstellung und zum Besuche der königlichen Höfe nach Schweden und Dänemark, 1875 zu Viktor Emanuel nach Neapel, 1878 zum Leichenbegängnis dieses Königs nach Rom, führte vom Juni bis Dezember desselben Jahres für den von unglücklicher Hand verwundeten Kaiser

die Regierung und wohnte 1881 dem Leichenbegängnis des ermordeten Kaisers Alexander II. von Rußland in Petersburg bei. Am 28. Februar 1883 feierte er seine silberne Hochzeit. Noch in demselben Jahre machte er in Vertretung seines Vaters dem König Alfons XII. von Spanien einen Gegenbesuch und ging von dort nach Rom zum Papste. 1884 wurde er Präsident des erneuerten preussischen Staatsrates. 1886 vertrat er bei dem Leichenbegängnis des Königs Ludwig II. von Bayern, beim Jubiläum der Universität zu Heidelberg und nach den Straßburger Manövern bei dem Besuch in Metz wiederum seinen kaiserlichen Vater und reiste dann nach Italien, wo er dem Königspaar in Monza einen Besuch machte.

So war der kräftige und stattliche Thronfolger seit vielen Jahren trefflich auf seinen hohen Beruf vorbereitet und in guten und bösen Tagen erprobt. Beide hohe Eltern lebten ihm noch, und die Ehe seines ältesten Sohnes war schon mit vier jungen Prinzen gesegnet. Dankbar, vertrauensvoll und stolz sah ganz Deutschland auf seine herrlichen Hohenzollern hin. Ein weitverbreitetes Bild zeigte Kaiser Wilhelm und seinen ältesten Sohn, Enkel und Urenkel zu einer schönen Gruppe vereinigt: das Vierkaiserbild!



Unverwandelt schaute er seine Blicke nach dem Mausoleum hin.

War es zu schön für uns arme Sterbliche? Muß uns, wie den Alten vor der Götter Reide, im höchsten Blick vor der Wandelbarkeit aller irdischen Dinge, vor der finstern Zukunft grauen? Sollte uns allen, Hohen und Niedrigen, noch einmal tief eingeschärft werden, daß der Mensch wie Gras, wie die Blume auf dem Felde ist. Eine furchtbare Wendung stand bevor.

Im Frühlinge des Jahres 1887 hörten wir zuerst mit inniger Teilnahme, daß der Kronprinz, von einer hartnäckigen Heiserkeit gequält, still und traurig sei. Die kräftige Stimme, die so oft laut im Kampfe und lieblich im Frieden erschollen, war jetzt zum mühsamen Flüstern, zum Schweigen verdammt.

„Es wird bald vorübergehen bei einem so starken und rüstigen Herrn,“ trösteten wir uns. „Möge er bald genesen!“ beteten wir.

„Man hört den deutschen Kaiser,
Auch wenn er leise spricht.“

Manchmal etwas später der Dichter Baum- bach. Der Kronprinz suchte Heilung in Ems, dann in England und Schottland, eine kurze Zeit auch in den Alpen und endlich zu San Remo in Italien an der milden Küste des Mittelmeeres, überall von seiner treuen Gemahlin begleitet und sorgsam gepflegt. Aber leider! ward es je länger je schlimmer. Gepannt lauschten wir auf jede neue Kunde aus San Remo und klammerten uns begierig an jeden Strohhalm der Hoffnung an. Doch ob wir uns auch sträubten, allmählich brach sich auch in weitem Kreise, wie schon längst bei den Sachverständigen, die niederschlagende Erkenntnis der wahren Natur seines heimtückischen Leidens Bahn.

Da segnete Kaiser Wilhelm das Zeitliche, und sein Sohn Kaiser Friedrich eilte, die Rücksicht auf seine Gesundheit höhern Pflichten opfernd, ohne Säumen nach Deutschland zurück, unterwegs von König Humbert von Italien begrüßt.

Gleich seine ersten Äußerungen als Herrscher zeigten,

wie reiflich er über seinen hohen Beruf nachgedacht hatte und wie groß er denselben auffaßte. Schon von San Remo aus hatte er verfügt, daß Art und Dauer der Landestrainer nicht von oben herab anzuordnen, sondern getrost dem Ermessen des deutschen Volkes zu überlassen seien, welches dies Vertrauen nicht getäuscht hat. Von Berlin aus veröffentlichte der neue Kaiser dann am 12. März zwei wohlbedachte Erlasse „An Mein Volk“ und „An den Reichskanzler“. Dem Hinkenden thut's leid, diese goldenen Worte hier aus Mangel an Raum nicht ausführlich mitteilen zu können, doch sie sind ja durch die Blätter zu allen gedrungen.

Ach, und der heldenmütige Dulder, der sie verkündigte, konnte nur noch mühsam atmen durch ein in die angeschchnittene Luftröhre eingeführtes Metallröhrchen. Am 24. April, nachdem er einen neuen heftigen Anfall seines furchtbaren Leidens eben überwunden, empfing er noch den Besuch der Königin von England. Unermüdllich und unerschütterte kaufte er jeden ihm vergönnten Augenblick aus.

Und während der Edle duldete, ohne zu klagen, war er von Liebe und Teilnahme für seine Umgebung erfüllt. Den wieder vom Hüftweh heimgesuchten Fürsten Bismarck ersuchte er jüngst, seinen Vortrag sitzend zu erstatten. Als trotzdem dessen Schmerzen nichtlich heftiger wurden, nahm der Kaiser einen zweiten Sessel, legte die Füße des Kanzlers darauf und umhüllte ihn mit einer warmen Decke.

Am 24. Mai hatte der Kaiser noch die Freude, der Vermählung seines Sohnes Heinrich mit Prinzessin Irene von Hessen beizuwohnen. Am 1. Juni siedelte er nach Potsdam in das von ihm neubenannte Schloß Friedrichskron über.

Hier hatte er einst das Licht der Welt erblickt, hier sollte sich auch sein treues Auge für immer schließen.

Am 14. Juni vollendete seine dritte Tochter, Prinzessin Sophie, ihr 18. Lebensjahr. Als sie an sein Lager trat, um seinen Glückwunsch zu ihrem Geburtstage zu empfangen, da sah er sie lange freundlich und wehmütig an, ergriff dann ein Blatt und schrieb: „Bleibe fromm und gut, wie du seither gewesen bist; das ist der letzte Wunsch deines sterbenden Vaters.“ Die tief ergriffene Tochter brach in Schluchzen aus. Sein Vorgefühl täuschte ihn nicht. Am 15. Juni bald nach 11 Uhr vormittags, auch an einem Freitage, genau 14 Wochen nach dem Hinscheiden seines Vaters, am 99. Tage seiner Regierung, hauchte der zweite deutsche Kaiser im Kreise der Seinen gottergeben den letzten Atem aus.

Friedrich hieß er, und obwohl ein erprobter Kriegerheld, Friedensgedanken hatte er über sein Volk; in der Friedenskirche zu Potsdam wollte er begraben sein.

Dort ist er denn schon Montag den 18. Juni beigesetzt worden, für den mächtigen Beherrscher eines so großen Volkes schlicht und einfach genug, wie es den Umständen und seinem eigenen Wesen und Willen entsprach, aber beweint und bewundert von unzähligen:

Nicht das Schwert in der Hand, nicht im Donner der Schlacht,
Bei der Fahnen Rauschen und Wallen,
Nicht am Ende der Bahn, von des Abends Pracht
Umlenchtet, ist Friedrich gefallen:
Aus der Mitte des Tags, aus der männlichsten Kraft
Von dem Gipfel, erst gestern beschritten,
Hat ein neidisch Geschick uns den Thron entzogen;
So stürzt der Tanne hochragender Schaft,
Von der tückischen Säge zerschnitten!

An den Lippen den Kelch mit dem perlenden Wein
Der Herrschaft — und durste nicht trinken!

In der Rechten den Stab
Vollshirte zu sein —
Und er mußte so bald
Ihr entsinken!
Doll Müde das Herz
und voll Weisheit die
Haupt,
Und alles — o schleichen
Verderben,
Das Stückweis tödtet! —
der Welt nun gerannt
Dem erhabenen Dulder
nur eins erlaubt:
Klaglos zu leiden, zu
sterben!



„Unser Feig“ bei Wetzl.

Von Kaiser Wilhelm II.

Unser jetziger Kaiser Wilhelm II. ist der Enkel Wilhelms I. und der Sohn Friedrichs, ist geboren am 27. Januar 1859 — das verhängnisvolle Jahrm 1888 weist also drei Kaiser, aber keinen einzigen Kaisers-Geburtstag auf, außer drei Kronprinzen, und keinen Kronprinzen-Geburtstag! Nach gehöriger Vorbereitung bezog er wie ein gewöhnlicher Sterblicher im Herbst 1874 sein Gymnasium zu Kassel. Das war ein

Neuererung, eine Abweichung von dem gewöhnlichen Gange der Prinzenziehung, aber, wie der Hinkende meint, eine glückliche. Nicht in vornehmer Abgeschlossenheit, sondern mit strebsamen Altersgenossen zugleich unterrichtet werden, in löblichem Wettstreit fremde Kräfte achten und das eigenen anstrengen lernen, das kann sehr heilsam und förderlich wirken auf hochgeborene junge Herren. Als 1875 die Kasseler Gymnasiasten fröhlich auszogen, um den Sedantag zu begehen, da trug Prinz Wilhelm das Geschenk seiner Mutter, die schöne seidene Fahne, und schwante sie inmitten seiner Genossen voll Jugendkraft. Im Januar 1877 bestand er die Abgangsprüfung und trug sogar eine von drei zur Verteilung kommenden Denkmünzen davon. Nun besuchte er zwei Jahre lang die Hochschule zu Bonn. Bei allem Fleiße blieb er auch dem frohen Burschenleben nicht fern. Von früh auf war natürlich auch seine soldatische Ausbildung nicht vernachlässigt worden, und durch seinen Eifer dabei hatte er sich das besondere Wohlwollen seines

kaiserlichen Großvaters erworben. Am 27. Februar 1881 vermählte er sich mit Auguste Viktoria, der Tochter des verstorbenen Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg; diese Ehe ist bereits mit 6 Prinzen gesegnet. Vom Herbst 1882 an wurde er durch den Oberpräsidenten von Achenbach auch in die Verwaltung eingeführt. So war er nach allen Richtungen hin gehörig auf seinen schweren Beruf vorbereitet. Obgleich tief erschüttert und auch körperlich angegriffen von den aufeinanderfolgenden Schicksalsschlägen, ergriff er nach dem Tode seines Vaters alsbald mit fester Hand die Zügel der Regierung. Sein erstes Herrscherwort galt dem Heere und der See-

Sinkende ihr noch ein paar Worte, obgleich er nimmer viel Zeit und Raum hat.

Nach frommem Brauch wurde zuerst in der evangelischen Schloßkapelle und in der katholischen St. Hedwigskirche Gottesdienst gehalten. Dann versammelten sich die Mitglieder des Reichstags und des Bundesrats im Weißen Saale; Kaiser, Fürsten und Gefolge in andern Räumen des großen Baues. Als alles bereit war, machte der Reichskanzler Sr. Kaiserlichen Majestät Meldung, und nun ordnete sich der glänzende Zug der Herrscher zu den Vertretern des Volks. Voran wurden die Reichsabzeichen getragen: das entblöhte Reichsschwert, der Reichsapfel, das Scepter, die Krone und das Reichspanier; dann erschien der Kaiser selbst mit

den regierenden Fürsten, die meisten derselben trugen als Ritter des hohen Ordens vom Schwarzen Adler den prächtigen roten Samtmantel; auch die Herren Bürgermeister der drei freien Städte fehlten nicht; darauf kamen die Prinzen und das Gefolge. Im Weißen Saale nahm Wilhelm II. auf dem Throne Platz, die Fürsten stellten sich zu seiner Rechten, die Prinzen zu seiner Linken, die andern Herren auf den Stufen und an den ihnen sonst genau angewiesenen Orten auf; auch die Kaiserin mit dem sechsjährigen Kronprinzen wohnte auf einer Erhöhung dem glänzenden Schauspiel bei. Ein dreifaches Hoch auf den Kaiser und seine Bundesfürsten erscholl. Dann überreichte Bismarck seinem jugendlichen Herrn die Thronrede, welche derselbe mit kräftiger Stimme verlas. Fast von Satz zu Satz steigerte sich der Beifall. Begreiflich: Wilhelm II. verkündete, nach dem Ausdruck seiner gerechten Trauer um Vater und Großvater, daß er entschlossen sei, in den Wegen Wilhelms I. zu wandeln, die Reichsverfassung zu wahren, die Arbeiter zu schützen und zu fördern, dagegen allen Umsturzbestrebnungen entgegenzutreten, nach außen hin mit jedermann Frieden zu halten, soviel an ihm liege; an dem Bündnisse mit Oesterreich-Ungarn und Italien in deutscher Treue festzuhalten, dabei aber auch Freundschaft und Frieden mit dem russischen Kaiser und Reiche sorgfältig zu pflegen; zum Schluß drückte er im Vertrauen auf Gott die Zuversicht aus, daß uns für absehbare Zeit der Friede erhalten bleibe.



Wilhelm II.
Deutscher Kaiser.

macht: Wir wollen unauflöslich fest zusammenhalten, möge nach Gottes Willen Friede oder Sturm sein! Am 18. Juni richtete er auch einen Erlaß an das preussische Volk und gelobte darin, unter Gottes Beistand ein gerechter und milder Fürst zu sein, Frömmigkeit und Gottesfurcht zu pflegen, den Frieden zu schützen, die Wohlfahrt des Landes zu fördern, den Armen und Bedrängten zu helfen, dem Rechte ein treuer Wächter zu sein. Dazu sagt der Sinkende mit all seinen Fesseln von ganzem Herzen Amen! Unvergänglich wurde auch der Reichstag wieder zu einer kurzen Tagung einberufen und am 25. Juni im Weißen Saale des königlichen Schlosses zu Berlin mit ungewöhnlichem Glanze eröffnet. Dabei hat dem Sinkenden eins besonders wohlgethan: daß fast sämtliche regierende deutsche Fürsten, oder für die durch Krankheit behinderten ihre Stellvertreter sich persönlich zu dieser Festlichkeit einfanden. Sie legten dadurch vor Gott und aller Welt, vor ihren eigenen freuten Unterthanen und vor dem lauernden Auslande das Zeugnis ab: Der junge Kaiser steht in seinen schweren Prüfungen nicht allein; die Krone bleibt, nur ihre Träger wechseln; das neue Reich ist fest und wohlgegründet, an Haupt und Gliedern eins. Ja, Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, In keiner Not uns trennen und Gefahr. Möge es immer so bleiben, oder, da kein Lebendiges hülfe steht, mögen wir immer fester und inniger zusammenwachsen! Aus reiner Freude an dieser Festlichkeit widmet der

Das hört man gern. Wiederum erhob sich lauter Beifall; wiederum wurde dem Kaiser ein dreifaches Hoch ausgebracht; er verneigte sich dankend; der Zug setzte sich in derselben Ordnung, wie er gekommen, wieder in Bewegung, und so erreichte die denkwürdige Feier ihr Ende.

Am folgenden Tage genehmigte der Reichstag einhellig die von seinem Vorsitzenden entworfene Antwort auf die Thronrede und wurde dann geschlossen.

Die Reichsboten hatten also wieder Ruhe, der Kaiser aber nicht. Schon am 27. Juni eröffnete er den preussischen Landtag am selben Orte und mit demselben Gepränge, nur daß diesmal die andern nichtbeteiligten Fürsten fehlten. In seiner großen Thronrede gedachte er zunächst mit herzlichem Worten seines entschlafenen Vaters; legte dann den Eid auf die Verfassung ab; bekannte sich, wie sein Vorgänger, zu den Werken und Anschauungen Kaiser Wilhelms I.; gelobte, die Rechte der Volksvertretung gewissenhaft zu achten, aber auch die der Krone zu wahren, ohne nach ihrer Erweiterung zu streben; er verhiess ferner, alle religiösen Bekenntnisse zu schützen, im Geldwesen an den altpreussischen Ueberlieferungen festzuhalten, und die Erleichterung der Gemeinden und der ärmern Volksklassen weiter anzustreben.

Bis hierher war die Rede im Kronrate überlegt und festgestellt worden, wie es ratsam ist, wenn man weiß, daß jedes Wort von Hörern und Lesern gleichsam auf die Goldwage gelegt werden wird. Aber der junge König hatte nun aus eigenem Antriebe folgenden Schluß beigefügt: „In bewegter Zeit habe ich die Pflichten des Königlichen Amtes übernommen, aber ich trete an die mir nach Gottes Fügung gestellte Aufgabe mit Zuversicht und Pflichtgefühl heran, indem ich mir dabei das Wort des Großen Friedrich gegenwärtig halte, daß in Preußen der König des Staates erster Diener ist.“

Ein vortrefflicher Schluß! meint der Hinkende. Da darf man wohl sagen: Das Ende krönt das Werk. So rief denn auch diese Thronrede lebhaften Beifall und eine ihr entsprechende Antwort hervor. Freilich, so rasch und glatt, wie dies erste Mal die Verhandlungen von Reichs- und Landtag sich abspannen, kann es in Zukunft nicht immer abgehen.

Auch das Ausland hatte auf beide Kundgebungen mit begreiflicher Spannung gelauscht, und viele Stimmen wünschten uns zu dem kraft- und zielbewußten, aber zugleich besonnenen und friedliebenden neuen Herrscher Glück.

„Alles schön und gut, aber —“ meint ein ängstliches Gemüt — „der neue Kaiser und König ist noch so jung!“ Falsch! sagt darauf der Hinkende, wenn es etwa soviel als „zu jung“ bedeuten soll. Denn erstens ist man im 30. Jahre kein Kind mehr und kaum noch ein Jüngling, sondern steht so recht in der Blüte der männlichen Kraft. — Zweitens aber reifen nicht nur die Jahre, sondern auch die Erfahrungen und Schicksale den Menschen, und unser Kaiser hat, von aller andern Vorbereitung zu schweigen, in den letzten Monaten wahrhaftig Gewaltiges durchgemacht. So blicken wir voll Vertrauen und Hoffnung zu ihm auf. Gott segne Kaiser Wilhelm II.! Er gebe ihm Stetigkeit, hohe königliche Gedanken, ein treues und mildes, und zugleich trohes und tapferes Herz, ein offenes Ohr für weiten, erprobten Rat, das Glück und die Jahre Kaiser Wilhelms I., und in dunklen Stunden, die keinem erspart bleiben, die fromme Geduld Kaiser Friedrichs!

Weltbegebenheiten.

Vom Juli 1887 bis zum Juli 1888.

Der Hinkende hat diesmal das Wichtigste und Traurigste aus seiner Uebersicht herausgenommen und besonders erzählt, so daß dieselbe etwas kürzer ausfallen wird. Doch bleibt noch genug zu berichten übrig. Um mit dem Erfreulichsten zu beginnen, so sind wir gottlob! wiederum von dem nun schon so lange und so recht nahe drohenden Kriege verschont geblieben. Und daß uns der edle Friede auch im verflorenen Jahre erhalten worden ist, verdanken wir nächst Gott unsern teuren nun entschlafenen Kaiser Wilhelm und seinem unvergleichlichen Kanzler. Es hat großer Umsicht und Weisheit bedurft, unser Staatsschiff zwischen den Klippen und Sandbänken, die rechts und links drohen, ungefährdet hindurchzusteuern. Mit unsern Nachbarn im Westen leben wir eigentlich nur in einer Art von Waffenstillstand. Siebenzehn volle Jahre sind seit dem Frankfurter Frieden verfloren, und noch immer haben sich die Leidenschaften der Franzosen nicht merklich abgekühlt. Ihr Rachegeleüst stacheln verblendete oder boshafte Dezer fortwährend auf und übertäuben die Verständigen. Jeder Schritt unserer Regierung wird mit Argwohn und Mißtrauen beobachtet. Jede Gelegenheit, uns zu schaden, wird eifrig erpäßt und benützt. Alles Deutsche ist gleichsam in Acht und Bann erklärt. Harmlose Reisende werden wie Spione aufgegriffen, ja oft ohne weiteren Vorwand, bloß weil sie Deutsche sind, verfolgt und mißhandelt, wie jüngst noch einige Freiburger Studenten in Belfort.

Auch an schlimmeren Reizungen fehlte es nicht. Im Juli 1887 begannen vor dem Reichsgericht in Leipzig die Verhandlungen gegen den elsässischen Landesverräter Klein und Genossen, und dabei stellte es sich heraus, daß Klein im Solde der französischen Regierung stand, der er Pläne der Festungen Mainz und Strassburg eingekauft hatte. Er wurde zu sechs und sein Mitschuldiger Grebert zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt, wie im Dezember Cabannes gar zu 10 Jahren. Welches Geschrei würden die Franzosen erheben haben, wenn es ihnen gelungen wäre, solche wirkliche Spione und Verräter abzufassen und unsere Regierung der Mitschuld zu überführen!

Im September 1887 wurde dicht an der Grenze, aber noch auf deutschem Gebiete bei Raon ein französischer Jagdgehilfe, Brignon, von dem deutschen Jäger Kaufmann, der ihn vergebens zum Stehenbleiben angefordert hatte, im Dienst erschossen. Dem Hinkenden wär's auch lieber, der Abtreter hätte sich ruhig festnehmen lassen und statt des Lebens etwa nur die Würde verloren. Aber ganz übertrieben und ungerechtfertigt war das Wutgeheul, welches alsbald durch Frankreich gellte. Trotzdem sagte unsere Regierung sofort die strengste Untersuchung des bedauerlichen Falles zu. Und obgleich es sich dabei herausstellte, daß Kaufmann ganz in seinem Rechte gewesen war, denn er wurde nicht bestraft, so bewilligte sie doch aus Billigkeitsgründen den Hinterbliebenen des Getötenen zum äußern Ersatz ihres Verlustes die schöne Summe von 50000 Mark. Wieder nachgiebig und großmütig wie früher, als sie den in die Falle gegangenen Schnäbele spritzen ließ.

Aber hilft es etwas? Fast sollte man antworten: Nein! Nämlich bald nachher meldeten die Zeitungen, ein deutscher Untertan sei von einem russischen Grenzwächter erschossen worden. Wir schlugen darüber nicht solch unsinnigen Pörm. Da entblödete sich ein Pariser Blatt nicht, jubelnd in folgendem Sinne zu schreiben: „Das ist auch etwas ganz anderes. Wenn ein Franzose

schossen wird, so ist eben ein Mensch getödet worden
 die ganze Welt mit Recht empört, — was aber
 daran, ob ein Preuße weniger auf der Welt ist?
 Der Hinkende zweifelt übrigens nicht, daß unsere
 Regierung auch diesen Fall untersucht und sich nichts
 ergeben hat, bei aller gebotenen Rücksicht gegen Ruß-
 land. Denn leider leben wir auch mit diesem Nachbarn
 in gerammter Zeit auf gespanntem Fuß. Rußland hat
 sich nur einmal in den Klopf gesetzt, es sei auf dem
 Berliner Kongreß wegen Bulgariens übers Ohr ge-
 schlagen worden, und richtet seinen Groll nicht nur gegen
 Österreich, welches seitdem im Auftrage Europas Bos-
 nien bezieht, sondern auch gegen Deutschland, dessen
 schändlicher Aufschwung ihm in jeder Beziehung unbe-
 fremd ist. Wir wurden dadurch genötigt, uns um so
 mehr an Österreich an-
 schließen, und Bis-
 marck brachte wieder
 einmal ein Meisterstück
 zu, indem er auch
 Italien zu diesem
 Bündnis heranzog.
 Anfangs Oktober war
 der italienische Mi-
 nisterpräsident Crispi-
 nari zu diesem Be-
 zugsung bei ihm in
 Friedrichsruh. Als der-
 selbe, in sein Vaterland
 zurückgekehrt, von fran-
 zösisch gesinneter Seite
 den Vorwurf hören
 mußte, er habe sich mit
 dem Kaiserlichen Reichskanzler
 eine Verschwörung
 gegen Frankreich ge-
 schlossen, gab er die
 folgende treffende Antwort:
 „Nun, wir haben
 uns in Friedrichsruh
 verschworen, aber für
 den Frieden!“ Möge
 der Dreibund standhal-
 ten und sich gleichsam
 wie eine Brandmauer
 unerschütterlich durch
 die Mitte Europas
 erheben von Nemel bis
 Modica.

Aber bei all diesen
 Erfolgen verkannte
 Bismarck nicht, sich
 auch mit Rußland so
 gut wie möglich zu stellen. Um Mißverständnisse wegzu-
 räumen und die Friedensausichten zu stärken, suchte er
 die Gelegenheit eine persönliche Begegnung der beiden
 Kaiser von Deutschland und Rußland herbeizuführen.
 Czar Alexander wickelte nämlich mit seiner Familie längere
 Zeit an dem ihm nahe verwandten dänischen Königshofe.
 Auf der Rückreise von Kopenhagen traf der Czar mit seiner
 Familie am 18. November in Berlin ein und blieb zwar
 nur einen Tag dort, begrüßte aber nicht nur seinen
 kaiserlichen Großvater Kaiser Wilhelm, sondern
 hatte auch eine anderthalbstündige Unter-
 redung mit Bismarck. Und diese Zeit hat der große
 Kanzler wieder trefflich benützt. Er klärte den Czar zu
 dessen zornigen Ermahnungen darüber auf, daß man Seine
 Majestät durch eine Reihe gefälschter Schriftstücke, fran-
 zösischer Briefe, angeblich vom Prinzen Ferdinand in

Bulgarien an die Gräfin von Flandern gerichtet, aufs
 freche über Deutschlands Haltung in der leidigen bulga-
 rischen Frage getäuscht habe. Es gehört wirklich ein
 ungeheures Maß der verwegentesten Unverschämtheit dazu,
 den Selbstherrscher aller Reußen in so grober Weise zu
 täuschen. Die untergeschobenen Briefe wurden später von
 St. Petersburg nach Berlin gesandt und erregten bei
 ihrer Veröffentlichung ungemeines Aufsehen. Aber wer
 sie eigentlich geschrieben hat, das ist in weiteren Kreisen
 nicht genau bekannt geworden. Wahrscheinlich stecken
 mit russischen Helfershelfern, die Orleans dahinter,
 welche ruchlos einen großen Krieg erregen und dabei
 im trüben Fischchen und die Krone Frankreichs erangeln
 möchten. Diesmal gelang es noch nicht. Bismarck
 war wieder einmal früher aufgestanden, hatte den Ver-
 trag entlarvt und den
 Stein des Anstoßes mit
 der Kraft der Wahrheit
 und Ehrlichkeit aus dem
 Wege geräumt.

Aber hilft es etwas?
 Fast sollte man auch
 hier meinen: Nein!
 Zunächst schien freilich
 unser Verhältnis zu
 Rußland wesentlich ge-
 bessert zu sein. Es wur-
 den Orden und Freunds-
 schaftsversicherungen
 ausgetauscht. Der Czar
 erkannte Bismarcks
 Redlichkeit und richti-
 ges Verfahren offen an,
 betonte seine eigene
 Friedensliebe und hat
 auch wirklich, seinem
 Worte getreu, solange
 Kaiser Wilhelm lebte,
 das Schwert nicht gegen
 uns gezogen. Doch un-
 ablässig drängt ihn eine
 einflussreiche Partei
 zum Kriege.
 Schon aus den bis-
 her mitgetheilten Proben
 erzieht der geneigte
 Leser, mit welchen
 Schwierigkeiten die Er-
 haltung des Friedens
 zu kämpfen hat, wie
 wir unaufhörlich von
 rechts und links gereizt,
 bedroht und herausgefordert werden. Das muß uns zur
 Anspannung all unserer Kräfte spornen, wir mögen nun
 wollen oder nicht. Bundesgenossen sind gut, aber berech-
 tigt Selbstgefühl ist besser, abgesehen davon, daß man
 auch als Bundesgenosse um so höher geschätzt wird, je
 stärker man ist. Das hat denn auch, Gott sei Dank! der
 Deutsche Reichstag
 beherzigt, wie derselbe denn überhaupt in seiner jetzigen
 Zusammensetzung das alte Sprichwort bestätigt: Neue
 Weisen kehren gut. Am 24. November eröffnet, vertagte
 er sich am 17. Dezember auf einen vollen Monat,
 nahm am 17. Januar seine Thätigkeit wieder auf und
 wurde am 20. März geschlossen. In dieser kurzen
 Zeit hat er eine ganz ansehnliche Arbeit geleistet und
 ist meist Hand in Hand mit der Regierung gegangen.
 Das Sozialistengesetz zwar hat er nur auf zwei Jahre



Der Czar begrüßt seinen ehrwürdigen Großvater Kaiser Wilhelm.

verlängert, auch nicht in die vorgeschlagenen Verschärfungen eingewilligt. Aber er hat die Rechtsverhältnisse in unseren Schutzgebieten neu geordnet, den klagenden Landwirten zulieb die Getreidezölle nochmals erhöht und Gesetze über Censur der Wägen- und Wägengeldbeiträge sowie über Unterstützung der Familien in Dienst gestellter Mannschaften zugestimmt. Er hat ferner, um der Gefährdung der Staatsicherheit vorzubeugen, die Geheimhaltung derjenigen Gerichtsverhandlungen besser zu wahren gesucht, welche unter Ausschluß der Öffentlichkeit stattfinden. Er hat unsere Gewerbeordnung in die Reichslande eingeführt, einer Reihe Verträge mit fremden Staaten zugestimmt, namentlich einem Abkommen mit Oesterreich-Ungarn wegen Fortdauer unserer bisherigen Handelsverhältnisse, ein Gesetz zum Schutze nützlicher Vögel erlassen und die Sonntagsruhe gewerblicher Arbeiter besser zu wahren und zu fördern gesucht. Sind das nicht schon ganz anständige Leistungen? Man sieht, was bei gutem Willen, bei Verzicht auf unnützen Streit, durch ruhige, sachliche Behandlung zuwegegebracht werden kann.

Ferner nahm der Reichstag ein Gesetz an, wonach die Wahlen zum Reichstage künftig nur alle 5 Jahre einmal stattfinden sollen und der Auftrag jedes Volksvertreters, von Auflösungen abgesehen, also nicht mehr 3, sondern 5 Jahre dauert. Haben wir dann einmal einen guten Reichstag beisammen, so sind wir gleich auf 5 Jahre gesichert. Macht er sich nicht nach Wunsch, so kann der Kaiser ihn ja immer beiseitschieben und uns hochmüthige Urwähler aufs neue befragen.

„Aber,“ ruft hier ein ehrlicher Volksmann, auf seine Rechte eifersüchtig und um die edle Freiheit besorgt: „Das stärkt ja die Regierung!“ Antwort: Freilich, und das ist zur Zeit ein wahrer Segen. Hand aufs Herz, lieber Vater! Glaubst du nicht auch, daß alles noch besser ginge, wenn wir unserem Bismarck allemal wohlwollende Reichsboten, seiner würdige Ratgeber und Helfer senden könnten?

Der wichtigste Beschluß des Reichstages war unstreitig die Annahme der Wehrvorlage, welche die Regierung am 9. Dezember einbrachte. Landwehr und Landsturm werden nach derselben in je zwei Aufgebote eingeteilt. In die Landwehr 1. Aufgebots tritt man nach Ableistung der Dienstpflicht im stehenden Heere auf 5 Jahre und geht dann bis zum 39. Lebensjahre in die Landwehr 2. Aufgebots über. Die zu ihr Gehörigen dürfen aber im Frieden nicht zu Übungen und Versammlungen herangezogen werden, können auch die nötigen Meldungen durch Angehörige bewirken lassen. Der Landsturm besteht aus allen Wehrpflichtigen vom 17. bis zum 45. Lebensjahre, welche weder dem Heere noch der Seemacht angehören; die Grenze zwischen dem 1. und 2. Aufgebote bildet das 39. Lebensjahr.

Das sind die Hauptbestimmungen des Gesetzes, welches unserem Heere im Notfall mit einem Schlage etwa 700000 gedienter Leute zuführt.

Der neue Reichstag machte es anders, als sein Vorgänger gethan haben würde: die Führer der verschiedensten Parteien sprachen sich, aus eigenem Antrieb oder der Not gehorchend, einmütig für die Vorlage aus, nur Bebel erklärte sich dagegen. Sie wurde demnach zum Gesetz erhoben, und das hob wiederum uns gewaltig in der Achtung von Freund und Feind.

Wäre nur der bittere metallische Nachgeschmack nicht! Allein das Geld bleibt im Lande; es werden auch noch einige wichtige Eisenbahnen davon gebaut, und wenn es uns nur den edlen Frieden erhält, so ist es vortrefflich angelegt. Und zudem, wer den Zweck will, der muß auch die Mittel wollen.

Deshalb hätte Bismarck am Ende für die Beschaffung der Gelder durch eine Anleihe nicht das Wort zu ergreifen brauchen. Indessen man erwartete im In- und Auslande sicher, daß er sich bei diesem Anlaß über die politische Lage aussprechen werde, sein Schweigen war in schlimmen Sinne gedeutet worden, und so that er denn am 6. Februar den Mund wieder einmal auf zu einer der gewaltigsten Reden, die er jemals gehalten hat. Einige Tage vorher, am 3. Februar, hatte er bereits am 7. Oktober 1879 geschlossenen Bündnisvertrag mit Oesterreich-Ungarn veröffentlicht und dadurch die Gemüther gehörig vorbereitet. In klarer und verständlicher Weise warf er einen Rückblick auf seine gesamte amtliche Thätigkeit und setzte insbesondere die Entwicklung unseres Verhältnisses zu Rußland scharf voll auseinander, wobei er die Regierung dieses großen Reiches und zumal den Czaren selbst so zart behandelte wie ein rohes Ei. Die Rede wirkte überwältigend auf die Zuhörer und die vielen Millionen Leser, denen sie alsbald den Draht entlang nach allen Richtungen der Windrose über Berg und Thal, durch Wälder und Meere zuckte. „Sie scholl tief und mächtig über Europa, über den ganzen Erdbreis hin,“ so ungeschicklich schrieb damals ein englisches Blatt, „wie der eiserne Hammer der großen Westminsterglocke Big Ben den Tagelärm Londons überdröhnt.“ Dem Hinhören that eigentlich leid, daß er sie ihrer Größe wegen nicht vollständig bringen kann; allein der geneigte Leser kann sie ja bereits aus der Zeitung und hat sie, wenn er flug ist, aufbewahrt, denn sie verdient, wieder und wieder gelesen zu werden, und wohl auch nach Jahrhunderten, so gut wie die beste des alten Griechen Demosthenes. Wir begnügen uns hier, den kräftigen Schluß zu wiederholen: „Wir Deutschen fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt!“

Das war ein großer, herzerhebender Tag; wie demnach selbst am 9. März ein anderer, herzerhebender gefolgt ist, hat der Dinstag in einem besondern Kapitel berichtet. Kaiser Friedrich versicherte alsbald nach seiner Thronbesteigung den altbewährten ersten Diener seines Vaters öffentlich seiner hohen Guld und Dankbarkeit. Und doch drohte dem Deutschen Reich bald nachher Gefahr, den unerfesslichen Kanzler zu verlieren. Das kam so.

Prinz Alexander von Battenberg, durch seine Tathaten und Schicksale als Fürst von Bulgarien wohlbekannt, scheint die Neigung der Prinzessin Viktoria, einer Tochter Kaiser Friedrichs, gewonnen zu haben. Kaiserin Viktoria soll dieselbe begünstigen, und deren Mutter, die Königin von England, ebenfalls, welche ja auch selbst eine Schwester des ritterlichen Battenbergers zum Schwiegersohn hat. So waren also drei Viktorien für diese Verbindung, und wer weiß, wie viel tausend empfindlichen Herzen hier und im Auslande ebenfalls, aber Bismarck oder sagen wir lieber das ernsternüchtern Wohl unseres Vaterlandes nicht. Der vom Czaren unersöhnlich gehaßte Prinz Alexander Sidam des mächtigen deutschen Kaisers, das wär' ein Schlag ins Gesicht Rußlands, der allen zwischen uns angehäuften Zündstoff plötzlicher entflammen und einen blutigen Völkerkrieg entfachen könnte. Das alles und anderes mehr trug Bismarck eheverbietig, aber fest seinem kaiserlichen Herrn vor, und bat, wenn trotzdem auf der Verlobung bestanden werden sollte, um seine Entlassung. „Niemals!“ rief Kaiser Wilhelm einst an den Rand eines ähnlichen Geländes unser teurer Kaiser Friedrich dachte ebenso und brachten mannhafte die Familienwünsche dem Wohl seines Reiches zum Opfer. Ein Fürstentum darf nicht immer so

dem Juge des Herzens folgen wie in der Regel unser-
eins; das wollen wir bedenken, wenn sich einmal etwas
mit Neid gegen die Großen der Erde in uns regen will.

Vom 6. März bis zum 30. April weilte der Groß-
herzog von Baden mit seiner Gemahlin in Berlin, tief
gekränkt durch mancherlei eigenes Leid; hatte er doch am
23. Februar seinen hoffnungsvollen Sohn, den Prinzen
Adalwin, durch eine rasch tödlich verlaufende Lungenent-
zündung verloren. Aber selbst dieser Vaterdummerz ver-
hinderte ihn nicht, rastlos für das allgemeine Wohl
thätig zu sein. Denn gerade er hat im stillen wesent-
lich zur Ausgleichung der Gegensätze am kaiserlichen
Hofe beigetragen. Möge Gott uns den edlen Fürsten
noch lange erhalten!

Auch deutsche Langmut hat ihre Grenze. Die Un-
günstigkeit der Franzosen soll fortan in gelinderem
Maße vergolten werden. Bismarck hat ihnen die häufigen
Wahlreisen nach Elbafortbrücken durch strenge Passvor-
schriften erschwert. Vom 1. Juli 1888 ab soll auch die
fremde Scheidemünze aus den Reichslanden verschwin-
den. Wenn nur all die ungefügigen Kupferstücke zeitig
über die Bogenen wanderten!

Der

Preussische Landtag

ward am 14. Januar mit der erfreulichen Mitteilung
eröffnet, daß die Geldlage sich gebessert
habe, besonders infolge der Mehreinnahmen
aus den Staatseisenbahnen. Aber „es
soll nicht lange dauern, daß ein armer
Mann etwas hat!“ sagt man wohl weh-
mütig im Volke: für eine Mark Überschuß
sind gewöhnlich sofort lang gehegte Wünsche
oder neue Bedürfnisse im Betrage von min-
destens zwei Mark da. So ging's auch dies-
mal. Neue Bahnen sollten gebaut, die
Streuverhältnisse der Oder und Spree,
der Wärsel und Nogat verbessert, die Ge-
weinden entlastet werden. Durch die großen
Überschwemmungen, von denen der Hintende
weiter unten reden wird, kamen unvorberge-
rehte Ausgaben hinzu. Die Einführung
der Provinzialordnung in Schleswig-Hol-
stein wurde beschlossen, und den wieder zugelassenen Dr-



Prinz Ludwig von Baden, 7.

en wurden Korporationsrechte erteilt, das heißt, sie
sollen Vermögen und Eigentum erwerben, Gebäude und
Möbel kaufen und verkaufen, Geschenke und Vermächtnisse
annehmen u. s. w. Nun, besonders auf das Vesterwächente
ersehen sich die frommen Väter vortrefflich. Das
Gelübde der Armut gilt kaum für den einzelnen, und
durchaus nicht für den ganzen Orden. Nur zu bald
wird wieder, nicht immer zum Besten unseres armen
Volks, viel Geld und Gut „in der toten Hand“ sein.
Der Hintende kann's nicht ändern, aber er schenkt ihnen
nichts. — Vielleicht die wichtigste Frucht der langen
Verhandlungen aber ist das Gesetz über die Volksschule.
Bisher lag die Pflicht der Unterhaltung derselben zu-
hört der Gemeinde ob; in Zukunft sollte der Staat
berall einen bedeutenden Beitrag zur Lehrerbefoldung
leisten und dafür das Schulgeld wegfällen. Das war
ein schlauer Windthorst nicht recht. Für viele Familien-
väter bedeutete die künftige Befreiung vom Schulgelde
eines willkommenen Erleichterung, darum mochte
in Rücksicht auf seine Wähler das ganze Gesetz nicht
ohne weiteres von der Hand weisen. Dagegen brachte
jedoch vom äußersten Flügel der Rechten unterstützt,
mehrere Verschlechterungen in den Entwurf hinein. Unter
andern flügelte man heraus, derselbe enthalte eine
Verfassungsänderung, was zu Zeitverlust und schim-

meren Dingen geführt haben würde. Aber siehe da! das
alte Herrenhaus lebt auch noch und trat diesmal ritter-
lich für die gute Sache ein. Es leugnete nicht nur die
Verfassungsänderung, sondern reinigte und verbesserte
die Vorlage auch in anderer Beziehung, und in dieser
Gestalt wurde sie dann schließlich auch von den Abgeord-
neten, die sich inzwischen besonnen hatten, angenommen.
Vom 1. Oktober 1888 ab gewährt der Staat für jede
Lehrkraft eine bestimmte Beihilfe und wird in den preu-
sischen Volksschulen (mit wenigen Ausnahmen) kein
Schulgeld mehr erhoben. Richter und Genossen stimm-
ten gegen das Gesetz, obgleich sie sich sonst immer als
die Freunde des armen Mannes aufspielten. Neuerdings
auch als die besten Freunde des Kaisers und die festesten
Stützen des Thrones — es ist eine sonderbare Welt!

Wie der Reichstag, so hat auch der Landtag beschlossen,
daß in Zukunft alle fünf Jahre die Wahlen zum Ab-
geordnetenhaufe stattfinden sollen.

Von allem andern, was noch aus unserem lieben
Deutschland zu berichten wäre, kann der Hintende des
Raumes wegen nur wenig hervorgehoben. Im Oktober
richteten fürchterliche Stürme auf der Ostsee viel Unheil
an. Möchten doch immer mehr Genossen der deutschen
Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger beitreten, welche
unter ihrem Vorsitzenden Konsul Meier in Bremen

segensreich wirkt und schon 57 Stationen
an der Ostsee, 43 an der Nordsee errichtet
hat! Am 15. Februar fand auf der Grube
Kreuzgraben bei Saarbrücken eine Ent-
zündung schlagender Wetter statt, wodurch
41 wackere Bergleute umkamen. — Der
Winter von 1887 auf 1888 war bekanntlich
sehr lang und streng. Die gewaltigen
Schnee- und Eismassen haben den Wäldern,
den Vögeln, dem Wilde und leider auch
den armen Menschen viel Schaden gethan.
Und das Schlimmste sollte noch nachkom-
men, als endlich die Frühlingslüfte wehten!
Die Ströme und Flüsse in Norddeutschland,
besonders die Elbe und Weichsel, schwoffen
mächtig an, das Eis stante sich hier und
dort, die Dämme brachen und unaufhalt-
sam wälzten sich die träben, kalten Fluten meilen-
weit über das niedere Land. Wer fern vom großen
Wasser in sicherer Höhe wohnt, der kann sich nur schwer
einen Begriff von den Schrecken und Folgen einer
solchen Überschwemmung machen: die Saaten vernichtet,
das gute Erdreich aufgewühlt, verfanst, verschlammt,
die Häuser weggerissen oder halb im Wasser und ent-
wertet, das Vieh ertränkt oder hungernd zusammen-
gepfercht, auch die Menschen nicht verschont, wachend
oder im gebrechlichen Kahn das nackte Leben rettend,
und das nicht einmal immer, vom obersten Stod und
Söller aus trostlos in die Wasserwüste hineinstarrend,
die ihren Wohlstand verschlingt, und nach Hilfe rufend.

— Nun, gottlob! dieser Ruf verhallte nicht unge-
hört! Opfermutige Ketter eilten alsbald herbei, die
wackern Pioniere voran, und arbeiteten so umsichtig und
unverdroffen, daß im ganzen nur wenig Menschenleben
verloren gingen. Die thatkräftige Kaiserin Viktoria riß
sich mehrmals vom Krankenbette ihres hohen Gemahls
los, um durch ihr persönliches Erscheinen den Bewohnern
der schwer heimgesuchten Gegenden Trost zu bringen.
Zum Ersatz des äußern Schadens aber bewilligte nicht
nur die Volksvertretung einmütig 34 Millionen, sondern
sanden auch in allen deutschen Gauen und vielen Kreisen
des Auslandes erfolgreiche Sammlungen freiwilliger
Beiträge statt. Mancher Reichs griff tief in den Beutel

und hylte Hunderte, ja Tausende hervor für den guten Zweck — Gott lohn's! Das stopft schon ein Loch. Aber mehr noch haben den Hintenden die Scherlein der Wittwen und Armen gerührt. So steht z. B. in London unter dem Namen „Dabeim“ ein Vereinshaus deutscher Lehrerinnen in England, die gewöhnlich auch nicht im Gold schwimmen, aber doch ihre Hand für die Überschwemmten aufthaten: die fünf Dienstmägde dieses Hauses haben von ihrem Lohne je 10 Mark gespendet! Ist das nicht aller Ehren wert? Der Hintende könnte die Namen der braven Mädchen nennen, aber er thut's nicht — sie sind an einem andern Orte aufgezeichnet.

Es ist immer herzbeweglich und erhebend,
Wie mit dem unendlichen menschlichen Leiden
Unendlich das menschliche Mitleid ringt!

und das geschieht fast bei jedem Anlasse eifrig in unserer vielgeschmähten Gegenwart. Immer mehr bricht sich die Erkenntnis Bahn: das ganze Volk, ja die Menschheit ist nur ein Leib, und wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit. Die Weltgeschichte besteht denn, Gott sei Dank! doch nicht nur aus Kampf und Krieg, und neben vielem Haß und Neid ist doch auch die Liebe noch auf dem Plan. Mit diesen tröstlichen Gedanken nehmen wir von unserem lieben Vaterlande hier Abschied und werfen einen raschen Blick auf unsere Verbündeten

Osterreich-Ungarn.

Da bietet sich uns das betäubende Schauspiel dar, daß es von allen Völkern dieses vielsprachigen Reiches unsern Stammesgenossen, den Deutschen, eigentlich am schlechtesten ergeht. An vielen Orten mit gemischter Bevölkerung werden sie überstimmt, ihre Sprache und Art in Schule, Verwaltung, Gericht zurückgedrängt und unterdrückt. Das liegt zum Teil an der Regierung, welche die unruhigen Tschechen, Ungarn, Slowenen, Slowaken u. s. w. bei guter Laune zu erhalten und vor dem Ziebängeln mit Rußland zu bewahren sucht, während sie der guten Deutschen ohnehin sicher ist. Zum Teil aber tragen unsere Brüder selbst die Schuld, und zwar durch den deutschen Erbfehler: Uneinigkeit, Sonderung, Zerfahrenheit. Doch Not lehrt beten, auch zusammenhalten. Daß es möglich ist, durch festes, geschlossenes Auftreten dem Gegner Achtung einzulößen und sein Recht zu behaupten oder wieder zu gewinnen, haben die Deutschen in Böhmen bereits bewiesen. Hoffentlich gelingt es ihnen und auch denen in den andern Kronländern immer besser. Nach außen, besonders dem an der galizischen Grenze drohenden Rußland gegenüber, sind die Parteien ziemlich einig und haben die Wehrkraft des Reiches bereitwillig gestärkt.

Auch Ungarn wurde im März wieder von großen Überschwemmungen heimgesucht. Und als ob das Wasser noch nicht genug zerstören könnte, gefellte sich das Feuer dazu. In einer ganzen Reihe von Ortschaften brachen

gleichzeitig Brände aus, durch welche Tausende obdachlos wurden. Am meisten litt Kiskinda, wo 200 Häuser in Asche sanken. Während der Sturm die Flammen anfachte, tobte die Flut an den Dämmen, und hilflos stand der Mensch den empörten Riesenschwämmen gegenüber. Doch auch Erfreuliches ist zu berichten. Am 13. Mai wurde zu Wien mit glänzender Feierlichkeit das Dentinal der großen Kaiserin Maria Theresia enthüllt. In demselben Monate fand die erste Befahrung der glücklich vollendeten Bahn nach Saloniki statt. Es ist denn der osmanische Osten Europas mit dem christlichen Westen durch ein ununterbrochenes Schienengeleise verbunden. Möge es beiden Teilen zum Segen gereichen!

Frankreich

hat wie gewöhnlich auch in den letzten zwölf Monaten viel Lärm gemacht, aber im ganzen wenig Freude davon gehabt. Ein französisches Blatt schlug als Grabstein für 1887 vor: „Hier ruht das Standaljahr!“ Die berüchtigten Ordenschwindelereien allein würden hinreichen, diesen Namen zu rechtfertigen. Im Oktober erregte die Verhaftung des Generals Cassard peinliches Aufsehen; er stand im Verdachte, gewissen Leuten für Geld und gute Worte das rote Band und schöne Kreuz der Ehrenlegion verschafft zu haben, die diesmal vielen zur Schande gereicht hat. Außerdem untergeordneten Beamten, unter denen natürlich auch Weiber waren, z. B. die Vinouzin, wurden nach und nach folgende vornehme Personen in die Untersuchung verwickelt: die Generale Baron von Andlau, der zugleich Senator war, Paul Grevy, Bruder des Präsidenten, Thibaudin, der frühere Kriegsminister, und der große Boulanger selber, endlich der Schwiegersohn des Präsidenten, Daniel Wilson, welcher auch richtig zu



Wie Diogenes einen Menschen, so suchte Grevy mit der Laterne in der Hand neue Minister.

später jedoch vom Appellat wieder freigesprochen wurde, weil der schmähliche Ordenschacher im Gesetze wohl nicht vorgelesen ist. So schließendlich Parz Grevy am schlimmsten dabei und mit dem Kopf ins Loch halten. Hatte er schon bisher die alten Augen nicht gehörig ausgemacht, so schloß er jetzt hartnäckig; er wollte die Schuld seines Lechtmannes nicht einsehen, sondern ihn als einen von bösen Ränkeschmieden Verfolgten decken. Das letzte den Sturm des allgemeinen Unwillens gegen den Präsidenten selbst. Sein Ministerium Rouvier streifte, da es bat um Entlassung. Wie Diogenes einen Menschen so suchte er mit der Laterne in der Hand neue Minister, aber vergebens. Niemand hatte Lust, ja Clemenceau sagte ihm gerade heraus: „Geh du!“ Endlich entschloß er sich dazu und trat am 1. Dezember von seinem erträglichen Posten zurück, den er jahrelang mit Gefährdungen und Ehren ausgefüllt hatte.

Am 3. Dezember wurde zu Versailles von der National-

schwächungen nichts, und ähnliche Gefühle werden fortwährend von panlawistischen Blättern geschürt. Bedenklicher noch als alle Trinkprüche sind die ungeheuren Truppenanhäufungen der Russen an der galizischen Grenze, welche Oesterreich zwingen, auch auf seiner Seite die Besatzungen zu verstärken. Wenn zwei verschieden geladene Gewitterwolken einander nahe sind, wie leicht kann da der Blitz hinüber und herüber zucken!

Eins ist gut: noch liegt ein Knüttel beim Hunde. Zum Kriegführen gehören bekanntlich drei Dinge: erstens Geld, zweitens Geld und drittens wieder Geld, und daran fehlt's. Rußland haust seit Jahren zurück. Alle Zollerhöhungen füllen den bodenlosen Säckel nicht. Die hohen Steuern werden zwar unbarmherzig eingetrieben, aber wo nichts ist, da hat auch der Kaiser das Recht verloren. Eine Anleihe kommt bei aller überschwänglichen Freundschaft nicht einmal in Paris zustande, geschweige denn in Deutschland. Im Gegenteil: Sachkundige warnen vor den russischen Staatspapieren und ermahnen jeden deutschen Besitzer solcher Werte, dieselben zu verkaufen, so lange sie überhaupt mehr als den Papierwert haben, und wer vorsichtig ist, folgt. Der Hintende hat keine, sonst schlägt er sie alsbald los. Oesterreich seinerseits leidet auch nicht gerade an Geldüberfluß. So stehen denn einstweilen Bruder Holzer und Freund Wuttli an der Grenze einander gegenüber, bis an die Bahne bewaffnet: „Gast du Lust, Kamerad?“ — „Lust wohl, aber nix Geld!“ Wenn sie's nur bald leid würden und heimgingen! Aber es kann leider auch anders kommen; es giebt verzweifelte Mittel und Zwangsanleihen.

Die Ribilisten sind noch nicht ausgerottet. Im November wurden zu St. Petersburg 13 junge Offiziere verurteilt, doch weil's beim Versuche der Empörung geblieben war, noch ziemlich gelind. Im Dezember wurden sieben Universitäten wegen Studentenunruhen geschlossen.

In Aien dagegen dehnt sich das schon so ungeheuer große Reich immer weiter aus, hat wieder einen bucharischen Grenzort und Stücke von Afghanistan verschluckt und jenseits des Kaspiischen Sees eine Eisenbahn bis Samarkand gebaut.

Inzwischen sitzt in

Bulgarien

Kaiser Ferdinand mit der langen Nase noch immer ruhig auf seinem wackeligen Thron, obwohl er weder von den Großmächten noch von seinem sogenannten Oberherrn, dem armen Sultan, anerkannt ist. „Auf bloße Worte und Noten pfeif ich was!“ denkt er; „große Worte kann ich auch machen,“ und man muß gestehen, er nimmt bei Gelegenheit den Mund recht voll. Eine kleine Stütze hat er vielleicht insgeheim an Oesterreich, eine größere an dem Widerwillen aller Regierungen, den

gewaltigen Völkerring zu entfesseln. Wie lange man's dauern, bis es doch zum Klappen kommt? Ein von Rußland angezettelter Putz in Burgas ward am 5. Januar blutig unterdrückt.

Rumänien

ist durch seine unabhängige Haltung den Russen auch ein Dorn im Auge. Vermuthlich stecken sie hinter den Bauernunruhen, welche dort beigelegt werden mußten. Ein Halbverrückter hat ein paar Schiffe auf den königlichen Balast gerichtet, dem's weiter nicht wehe that.

Vom

Osmanischen Reiche

ist wenig zu sagen. Der alte Kasim mit den vielen Roßschweifern schleppt sich ächzend und mühsam hin, so lange er überhaupt noch zusammenhält; sein Halbmond, obgleich im ersten Viertel, nimmt immer mehr ab. Im Sommer 1887 drohte die Insel Kreta abzufallen und ward nur mit Mühe durch allerlei Gegenstände besänftigt. Während ist, daß der Sultan auch in seinem Yande Sammlungen für unsere Wasserbeschädigten befohlen hat. Der arme kranke Mann! hat selbst mehr Schulden als Haare auf dem Kopfe, die er sich übrigens desbalb nicht grau werden läßt. Das überlassen die Gläubigen lieber ihren Gläubigern.

Jetzt segelt der Hintende nach dem schönen

Italien

hinüber, von dem freilich schon hin und wieder die Rede gewesen ist, so daß nur einiges nachzuholen bleibt. Am 29. Juli starb der Ministerpräsident Depretis, und der wackerere Crispi wurde sein Nachfolger. Dieser hielt nach seiner Rückkehr aus Friedrichsruh eine glänzende Rede, worin er sich für den Frieden, aber für den Frieden mit Ehren aussprach und unteren Bismarck die höchste Anerkennung zollte. — Geld ist auch in diesem gesegneten Yande „das Wenigste“, nirgends sollen so hohe Steuern gezahlt werden. Aus Afrika, wo es ihnen jetzt besser geht, wollen die Italiener nicht weichen.

Spanien

ist zwar auch im verfloßenen Jahre nicht ganz frei von Verschwörungen, Unruhen und Unglücken geblieben, befindet sich aber unter der weisen Regentin Maria Christina, die keine Isabella tugendrosigen Angedenkens ist, nach Umständen wohl. Einmal soll ihr Sohnlein, der kleine König, einer Sitzung der Cortes beigegeben und sich ganz ruhig verhalten haben. Zu Cadix ward am 15. August eine große, auf das Zweite bezügliche Ausstellung eröffnet. Noch glänzender verfuhr die zu Barcelona zu werden, welche am 20. Mai eröffnet worden ist. Kriegsschiffe fast aller europäischen Staaten waren zur Erhöhung der Feyer hingelommen, auch ein deutsches.

Ihre auswärtigen Besitzungen suchen die Spanier



Kaiser Ferdinand mit der langen Nase sitzt noch immer ruhig auf seinem wackeligen Thron.

Auß

Dänemark

ist das Erfreuliche zu berichten, daß bei dem einsichtigen Teile der Bevölkerung die Stimmung gegen uns allmählich wieder besser und freundnachbarlich wird. So soll nach langer Zeit wieder eine deutsche Operngesellschaft in Kopenhagen spielen, und die Ausstellung in dieser glänzenden Hauptstadt wird auch von Deutschland besichtigt. Recht so! wir verlangen nicht mehr, als mit all unsern Vettern und Nachbarn in Frieden zu leben.

In der lieben

Schweiz

wurde von einigen Buben die Fastnachtsfreiheit zu Basel ausgebeutet, ein schmachvolles Gedicht gegen Deutschland zu verbreiten. Aber ein verständiger Bürger brachte alsbald den Rest der Auflage an sich und vernichtete ihn, und der Bundesrat schreitet gegen die Ruchlosen ein, wie auch gegen die Sozialdemokraten und Umstürzler, welche die ihnen gewährte Gastfreundschaft zu verbrecherischen Ränken mißbrauchen. Er hat dabei einige Schreier gegen sich, aber alle ordentlichen Leute für sich. Einer derselben erklärte dies durch folgendes treffende Gleichnis: „Zwei arme Handwerksburschen bitten um Nachtquartier,“ sagt der Knecht zum Bauer. „Nun, führe sie meinethalb in die Scheune.“ Nach einer Weile kommt der Knecht zurück und meldet: „Sie rauchen ohne Pfeifendeckel im Stroh und wollen nicht Ruhe halten.“ — „Dann schmeiß die Karren hinaus!“ entscheidet der Bauer, und mit Recht, sagt der Hinfende. Leider haben Karvinen in dem schönen Lande wieder viel Unheil angerichtet.

In Nordamerika

haben furchtbare Schneestürme gewüthet, und auch sonst ist unter dem glorreichen Sternenbanner durchaus nicht alles so, wie's sollte und könnte. Die Freiheit wird gepriesen, und der allmächtige Dollar regiert. Aber ein lieber Gast ist uns von drüben hergekommen: Karl Schurz, ein geborner Rheinländer, der einst dem guten Dichter und schlechten Politiker Gottfried Kinkel zur Flucht aus dem Zuchthaus half und selbst übers große Wasser ging. Drüben hat unser tüchtiger Landsmann es nun mit der Zeit gar hoch gebracht, zum General und Senator, und kehrt jetzt, von vornehm und gering warm begrüßt, zu einem Besuche in die alte Heimat zurück. Welche Wandlung! Der einstige Rebellenbefreier und Flüchtling ist sogar von Bismarck höchst ehrenvoll empfangen worden und hat eine 2 1/2 stündige Unterredung mit ihm gehabt. Was die beiden aber miteinander geschwätzt haben, das wissen selbst die neugierigsten Schnüffler nicht, — gottlob! es giebt noch Leute, die den Mund halten können. Das will der Hinfende jetzt auch thun. Indem er auf das Wort des Scheit- und-Islam am Schlusse der vorigen Übersicht verweist, das ein für allemal gelten soll, ruft er, und bittet seine vielhunderttausend Leser, aus voller Brust einzustimmen: Gott segne Kaiser und Reich! Auf frohes Wiedersehen im nächsten Jahre!

frig zu sichern und geschickt zu erweitern. Mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgen sie die Ereignisse in Marokko, das zusammenzubrechen droht. Vor lauern auch England und vor allem Frankreich ist die Beute, aber die Spanier meinen nun einmal, die nächste Anrecht auf das Land zu haben, das ihnen verlockend vor der Nase liegt. Nun wieder nordwärts gen

England.

er unberechenbare Jubelgreis Gladstone lebt und lauert vor noch, aber einstweilen ist er zum Glück kalt gestellt, ob Salisbury, der jetzt das Steuer in Händen hat, steht seine Sach' und lenkt das alte ungefüge Staatsrath vorichtig lavierend zwischen den Klippen und Sanden hin. Mit Rußland haben sich die Briten über Japan, mit China über Birma, mit Frankreich über Neuen Hebriden vertragen. In Agypten stehen sie da. Schlimmer sieht's bei ihnen dabei aus. Die vielen den nothleidenden Arbeiter machen ihnen Sorgen, und böse Wunde Irland eiert noch immer. Neuerdings sich nun zwar der Papst gegen die ungerechten Ge-



Nährend ist, daß der Sultan auch Sammlungen für unsere Wasserbeschädigten befohlen hat.

stimmregeln der Frey ausgesprochen, allein ob seine Schätze ihm gehorchen, ist noch die Frage; es sind zu viele Böcke darunter. Und schon taucht eine über Befürchtung auf. Wenn er ein Abenteuerer, z. B. wulanger, wirklich die gewaltigen Kräfte Frankreichs zusammenbrachte, sich aber nicht fort an Bismarck's Mauer im Westen den Schadel einrennen könnte, könnte er nicht eine Abreise nach Westen suchen und England überrumpeln? Vor einmal Gelandeten läge die Meeresstadt London fast nutzlos da, — was wollen hunderttausend Freiwillige bei der Tapferkeit gegen Berufs- und Boten ausrichten? So sitzt arme John Bull händelnd auf seinem Geldsack da und hätte uns Leben gern, daß die Mächte des Dreibundes seine Geschäfte besorgen, nicht — so seine Schlachten schlagen. Aber selbst ist der Mann. Wohl, frey oder stürb! Hoffentlich bestimmen und ermahnen sich unsere wackeren Vettern, eh' es zu spät ist. Unsere andern Vetter oder Halbbrüder in

Holland

den zwar auch unter den Wühlereien der Umstürzerei und können mit Affect noch immer nicht fertig werden, haben aber zwei wichtige Dinge zustande gebracht: die zeitgemäße Aenderung ihrer Verfassung und die genaue Regelung der Erbfolge. Das ist bei dem hohen Alter und der Kränklichkeit des Königs von großem Werte.

Belgien

hat noch immer nichts Rechtes für seine nothleidende Arbeiterbevölkerung, rüstet sich aber wacker zur Wahrung seiner Unabhängigkeit. Erfreulich für uns ist, daß die uns verwandte flämische Sprache und Art dort immer mehr zur Geltung kommen den bisher übermächtigen Wallonen und Französlingen gegenüber. Recht so, Pöwe von Flandern! Laß dir die Mähne von keiner welschen Delila stutzen.